**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 9 (1941-1942)
**Heft:** 7

**Artikel:** Hofmannsthals Lustspiel "Der Schwierige" [Schluss]
**Autor:** Staiger, Emil
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-759601

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Hofmannsthals Lustspiel „Der Schwierige“

Von Emil Staiger

*(Schluss)*

Diesem Geist ist aber nun kein Wohnen in der sprachlosen Nacht der Königin des Berges beschieden. Er lebt inmitten unsrer Welt. Ja, unsre Welt durchsetzt ihn so, dass er nur selten imstande ist, die beiden Sphären reinlich zu sondern, dass er redet und im Reden gar sich selber missversteht, mit den Augen der andern sieht und findet, er sei ein „unmöglicher Mensch”. Die Fallhöhe zwischen dem verschütteten Hans Karl und dem Kari, der zur Wiener Gesellschaft gehört, erzeugt das komische Phänomen. Das Lustspiel wählt die Situation, in der die komische Potenz am meisten Wirklichkeit gewinnt: Hans Karl besucht eine Soirée.

Man möchte nun glauben, von dem Schwierigen sei gerade ein solcher Schritt am allerwenigsten zu erwarten, der Dichter führe ihn eben unter irgendeinem Vorwand hin, damit die Komödie überhaupt entstehen und sich entfalten kann. In der Tat! Hans Karl lehnt die Zumutung entschieden ab:

„Eine Soirée ist mir ein Graus!... Das Ganze ist so ein unentwirrbarer Knäuel von Missverständnissen.” (I, 3)

Aber dann — wir können unser Entzücken kaum bemeistern — fühlt er doch, dass er diesmal nicht ausbleiben darf. Crescence weist nämlich darauf hin, dass man es sicher als Desinteressement an Helen Altenwyl deuten werde, wenn er das Haus ihres Vaters meide. Das ist ihm unangenehm. Er möchte gerade Helen Altenwyl gegenüber unbefangen erscheinen. Lieber den Graus, der vorüber geht, als dieses dauernde falsche Licht! Also nur weil auch das Nichttun einer Deutung nicht entgeht, entschliesst er sich zum bedenklichsten Tun. Meisterhafter wurde eine schiefe, unwahrscheinliche Situation schwerlich je herbeigeführt.

Hans Karl geht mit der Absicht hin, seine Unbefangenheit zu bezeugen, also mit der Absicht, völlig ohne Absicht zu er-

scheinen. Die Absichten sollen sich aber häufen. Stani hat einen Entschluss gefasst, plötzlich, wie nach seiner Lehre alles Handeln plötzlich sein muss. Da sein Onkel sich desinteressiert, will er selbst die Helen heiraten. Der Entschluss ist ihm gekommen „auf der Stiege von hier bis in den zweiten Stock hinauf" (I, 16). Aus der neuen Situation entwickelt Stanis Mutter sofort ein ganzes Programm, das niemand sonst als Kari zu absolvieren vermag: Er soll sich bei Helen für Stani verwenden; er soll, das hängt damit zusammen, die Antoinette von Stani lösen, und zwar — damit auch den Wünschen Adolf Hechingens Rechnung getragen wird — soll das so geschehen, dass er sie wieder mit ihrem Gatten versöhnt. So ist die ganze Welt denn für den Schwierigen auf den Kopf gestellt. Er aber „gibt sich einen Ruck" (I, 18) und geht — das komische Spiel beginnt.

Die erste Nummer des Programms, das Gespräch mit Antoinette, haben wir uns bereits angehört. Von Stani war überhaupt nicht die Rede. Dieses für Crescence so wichtige Kapitel durfte einfach übergangen werden; Stani war für Antoinette ja nur der Stellvertreter seines Onkels. Die Versöhnung mit Hechingen ist dagegen offensichtlich missglückt.

„Ihm zulieb' könnt' ichs' versuchen. Aber er müsst' dabei sein und mir helfen" (II, 10).

Das ist alles, was Kari erreicht, so gut wie nichts, da es doch für Antoinette nur auf das Dabeisein ankommt. So nimmt sie auch den Kuss am Ende nicht als Siegel des Versprechens, sondern nur als Zeichen einer doch irgendwie noch lebendigen Liebe. Im Moment ist sie zufrieden, wie sie immer im Moment lebt. „Dank schön", das heisst: Ich habe ein Pfand, das mir für den Moment genügt. Ein Enden aber, ein Besiegeln, schliesst ihr exzentrisches, dem Zufall überlassenes Wesen aus.

Und nun Helen Altenwyl. „Sie ist schwer zu kennen", sagt Hans Karl (I, 16). Wir sehen sie im Gespräch mit Neuhoff, empfindlich für jede falsche Nuance. Der Zugereiste fühlt sich von ihr geradezu in den Staub getreten. Weil es so üblich ist, lässt sie einige Damen als ihre Freundinnen gelten und gibt sich die Miene, an ihren Nöten und Ergötzungen teilzunehmen. Die „deliziose Artigkeit", die „sonst nur alten Frauen" (I, 16) eignet, erklärt sie selber einmal so:

„Ich möchte nicht sentimental sein, das langweilt mich. Ich möchte lieber terre à terre sein, wie Gott weiss wer, als sentimental! Ich möchte auch nicht spleenig sein, und ich möchte nicht kokett sein. So bleibt mir nichts übrig, als möglichst artig zu sein." (II, 14)

Artigkeit als erträglicher modus vivendi eines wahrhaftigen Menschen, als Form, die nichts verfälscht und nirgends einen unrichtigen Anspruch erhebt, die aber zugleich — das spüren wir — einen Bannkreis um die Seele zieht und vor unzarter Berührung schützt: das ist — vielleicht ein wenig fester gegründet, minder ängstlich und drum nicht ‚schwierig' — wie die Stille Hans Karls. Die ersten Worte schon deuten es an, dass die beiden in einer geheimeren, ihrem eigenen Geist nicht ganz vertrauten Sphäre einig sind. Die ersten Worte nämlich, in der ersten Szene des zweiten Aufzugs, sind noch absichtslos gesprochen. Erst in der vierzehnten Szene absolviert der Schwierige sein Programm.

„Ja, ich habe mit Ihnen zu reden."

Dieser Satz eröffnet einen Dialog von solcher Zartheit, dass sich wohl in deutscher Sprache nichts damit vergleichen lässt.

Helene kann nur betroffen sein, wenn Hans Karl zu reden „hat". Auch er entschuldigt sich, dass er ihr dort begegnen muss, wo Sprache als solche den ernstesten Anspruch auf Geltung erhebt. Die „Sympathie", die er nicht zu leugnen vermag, erscheint ihm hinderlich. Sie widersetzt sich seiner Absicht. So rückt es denn eine Weile nicht vorwärts. Die Beiden spiegeln sich ineinander. Und da sich ihre Bilder decken, werden die Worte gegenstandslos, noch ehe sie ausgesprochen sind. Sie haben nichts zu überbrücken, keine Beziehung herzustellen; auch zu erreichen gibt es nichts, wo alles von jeher vollendet ist. So bleibt Hans Karl nur übrig, künstlich eine Entfernung zu schaffen, indem er den „unmöglichen Menschen" hervorkehrt. Was Helene über ihn sagt, bewertet er von der Gesellschaft aus: „unsympathisch" ist es, dass er die armen Frauen gar nicht sehr lieb hat, und „eine Schand", dass er, mit neununddreissig Jahren, noch ein Kind ist. Aus dieser künstlichen Entfernung spricht dann eine wohl ziemlich banale Stimme auf einmal die Absicht aus:

„Heiraten Sie wen immer, heiraten Sie den Neuhoff, nein den Neuhoff, wenn sich's vermeiden lässt, lieber nicht, aber den ersten besten frischen Menschen, einen Menschen wie meinen Neffen Stani, ja, wirklich Helene, heiraten Sie den Stani, er möchte so gern, und Ihnen kann ja gar nichts passieren."

Indes, so hohl, so leichtfertig das klingt, auch hier ist wahr und falsch noch unauflöslich ineinander gemengt. Dass Helen „nichts passieren" kann, dass sie ihrer selbst in Ruhe sicher ist und sich nie verirrt, das ist der Silberstreif des Wahren; und davon kommt er nun nicht gleich los, obwohl, wenn er darauf beharrt, sein Programm gefährdet ist. Denn auch dies wird Helen nie passieren, dass sie den Stani nimmt. Aber lässt sich ihr Leben in der Sphäre des Wirklichen überhaupt denken? Hans Karl jedenfalls ist nicht imstande, die konkrete Lösung für seine Erkenntnis des Wahren zu nennen. Im Folgenden scheidet Stani aus. „Ein braver, nobler Mensch" soll es sein, ganz allgemein. Das Allgemeine bleibt der einzige Wert dieses Rats. „Das ist alles, was ich nicht bin." Damit löscht das Licht wieder aus.

Wahrhaftig, hier zuckt, wie das „Weltgeheimnis" sagt, „im Kreis ein Traum herum". Bereits hat Helene ja diese Gegenwart als Vergangenheit angesprochen, die Zeiten gemischt, die Zeit getilgt. Und Hans Karl hat leise von dem Dank geredet, den jener Unbekannte, der mit ihr leben darf, Gott schuldig ist bis in den Tod. Droht das Wirkliche zu versinken und der Berg sich aufzutun? Es scheint fast so. Hans Karl steht auf. Durch diese Bewegung erhält die Stille, die sich trotz der Reden um die Beiden schliessen will, einen Sprung. Und abermals gelangt der Dichter an die Grenze des Darstellbaren. „Helene", heisst es, „steht auch auf, sie spürt, dass er gehen will." Sie spürt sogar, dass dies kein Gehen ist, dem wieder ein Kommen folgen kann: „Sie sagen mir ja Adieu!"

Dieses erschreckend wahre Wort schafft eine neue Situation. Es muss zunächst erläutert werden. Denn im Bereich des Ausgesprochenen stehen die Beiden ja nicht so, dass ein förmlicher Abschied stattfinden müsste, wenn sie sich künftig nicht mehr sehn. Dass Hans Karl Abschied nehmen will und dass Helene das versteht, noch ehe es über die Lippen kommt, bedeutet das erste Geständnis ihres innerlichen Verbundenseins.

Damit jemand Adieu sagen kann, „muss man ja sehr zu jemandem gehören". Aber wie gehört er zu ihr? Er versucht es in Worte zu fassen, nur damit sie die befremdliche Zeremonie recht begreift. Das bedeutet aber: Er hebt den grossen mystischen Traum ans Licht. Hans Karl erzählt vom Verschüttetwerden. In den dreissig Sekunden, die für ihn eine ganze Lebenszeit waren, da war Helene seine Frau.

„Nicht meine zukünftige Frau. Das ist das Sonderbare. Meine Frau ganz einfach. Als ein fait accompli. Das Ganze hat eher etwas Vergangenes gehabt als etwas Zukünftiges."

„Spassig" glaubt er das ihr gegenüber, der es ja neu ist, nennen zu müssen. Es scheint jedoch, als sei dies Ganze ihm selbst fast minder gewiss als ihr, die doch immer unbefangen, im Gegensatz zu seinem „man", „uns zwei" und „wir beide" sagt, die Zeit vernichtet und sich an alles, was jetzt geschieht, nur zu erinnern glaubt. Eine Antwort gibt es freilich auf eine solche Eröffnung nicht. „Helene schweigt". Cum tacet, clamat. Ein unausdenklicher Augenblick! Nicht als ob damit abermals etwas Neues eingetreten wäre! Im Gegenteil! Das Neue zerrinnt; das Alte ,das „von jeher", erscheint, was „längst schon irgendwo fertig dasteht und nur auf einmal erst sichtbar wird... wie im Hohenbühler Teich, wenn man im Herbst das Wasser abgelassen hat, auf einmal die Karpfen und die Schweife von den Tritonen da waren" (I, 17). Es kann auch von da aus nicht weiter gehen. Auf beiden Seiten bliebe höchstens ein durchaus überflüssiges Nicken, das andeuten würde: Ja, ich weiss.

Aber der Schwierige, ärmer als Thomas, schaut und dennoch glaubt er nicht. Erschrocken stellt er das Hier und Jetzt, das schon getilgt war, wieder her, die Wirklichkeit der Soirée, in der er mit seinen Geschichten ohne Pointe, mit seinen befremdenden Monologen „eben nicht möglich" ist. Jenes „Das sag ich ja der Crescence!", das hier und gleich darauf wieder fällt, schmerzt uns physisch, in der Gegend des Herzens, als Formel seiner Bereitschaft, die schlechte Meinung der Gesellschaft über seine Person zu teilen. Sogar den Wahrtraum aus der Tiefe verschont der redende Hans Karl nicht. Schon im Feldspital hat er begonnen, darüber nachzudenken — zu denken, wo es nur galt, zu sehn! Und sein Denken hat nach und nach die Vision in erschütternder Weise gefälscht. Nämlich, es merzt

ihn selber aus. Er sieht Helenes Ehe, die Ehe zweier Menschen, „die ihr Leben aufeinander legen", das Heilige und Feierliche. Er jedoch ist nicht mehr dabei. Verdacht und Misstraun nährend gegen alles, was ihn selbst betrifft, hat er die eigene Person entfernt aus jenem schönen Bilde und den Unbekannten, den braven, noblen Menschen, vor dem Traualtar an Helenes Seite gestellt. Nur aus dem Nachdruck, den er gerade auf die gefälschten Partien legt — „ich war doch natürlich nicht dabei, ich war doch nicht dabei!" — erhellt die bittre Mühsal seiner Absicht. Was folgt, ist nichts mehr als Gestammel, gemischt aus konventionellen Entschuldigungen und Worten, die den todestraurigen Ernst der Stunde doch irgendwie noch, hilflos, aussprechen möchten.

Wie ein Verbannter in der Dämmerung auf einmal von der Heimat erzählt, so hat es ihn unversehens ergriffen. Dass es auch Helenes Heimat ist, das wagt er nicht zu wissen. Noch da sie wankt vor seinen Augen, da sie, ihrer selbst kaum mächtig, das Adieu zurückgibt, sieht er nicht, wie sie zu ihm gehört. Als sensibler Mensch wird sie „natürlich angesteckt" von seinen Tränen — so verwechselt er die Liebe mit einer Teilnahme, die jedes fühlende Herz gewährt, mit dem Mitleid vielleicht, das er selber Antoinette entgegenbringt. Und doch, wenn beide allein bleiben könnten, wenn sie ganz die Fassung verlieren würde und er ihr zusprechen müsste, es wäre möglich, dass schon jetzt die Wand der Missverständnisse schwände. Die Näherung eines Dritten drängt indes zu früh dem Abschluss zu. Nur für eine besiegelnde Gebärde bleibt noch Zeit, ein rasches Händereichen — aber wie? „Sie wollen sich die Hände geben, keine Hand findet die andere." In diesem unvergleichlichen Versehen finden wir den Sinn der ganzen Szene wiederholt. Die Hände sind wahrer als der Mund, versagen dem wollenden Geist den Dienst.

Aber bereits bricht das geräuschvolle äussere Dasein wieder herein. Der berühmte Mann tritt auf Karl zu und bequemt sich, den lebhaften Wunsch nach seiner Bekanntschaft zu gestehn. Von der anderen Seite erscheint Crescence, auf eine Familienszene gefasst: Ihr Bruder hat ja für Stani geworben! Doch ach! da laufen alle davon! Der berühmte Mann verlegen, wie es sich schliesslich für den Störefried einer intimen Ge-

schichte ziemt, Hans Karl fluchtartig, seinem leidigen Wiegelwagelcharakter gemäss, Helene gar „fast ohne Besinnung"... Nun ja! Es wird schon richtig sein. Das blühendste Missverständnis einer gutmütigen Seele krönt den Akt:

„Ihr habt's euch eben beide viel lieber, als ihr wisst's, der Stani und du!"

Damit werden wir entlassen. War überhaupt etwas anderes da? Der Traum wird aufgeschluckt vom Wachen wie die Sterne vom täglichen Tag. —

Der dritte Akt schliesst nach der Uhrzeit unmittelbar an den zweiten an. Hans Karl hat die Soirée verlassen. Es ist ihm über den Kopf gewachsen. Er weiss nicht, was sich ereignet hat, ob er etwas, was er getan. Helene aber legt sich den Mantel um und beschliesst, ihm „nachzugehen" — „ins Kasino oder anderswo". „Sie lauft ihm nach" (II, 3), hat Antoinette gesagt. Sie läuft ihm jetzt buchstäblich nach und könnte doch das böse Wort nicht grandioser vernichten, als indem sie es so buchstäblich erfüllt. Denn dieser Gang in die Nacht entrückt sie allem, was Gesellschaft heisst. Das kurze Gespräch mit dem Kammerdiener, dem sie die Hand zum Küssen reicht, der Brief, den er dem Vater geben soll, die halbwegs abgebrochene Bitte, er möge bei ihm bleiben, wenn er lesen muss, dass die Tochter das Haus verlassen hat: das sind Anordnungen, wie der Mensch sie vor dem Tode trifft, in jener Einsamkeit, die schon dem Ewigen erschlossen ist. Und gibt sie nicht das Leben preis, das wirkliche, das einzig gilt, um eines andern willen, für das sie kein verständliches Zeichen besitzt? Als Hans Karls Frau geht sie ihm nach. Das deutet wohl ihr namenloses Wagnis einigermassen an.

Doch der Schwierige kehrt zurück, noch ehe sie das Haus verlässt. Die Beiden treffen sich im Vorsaal. Das zweite grosse Gespräch beginnt.

Jetzt übernimmt Helene die Führung, „fest, entschieden" und mit „einem leichten, fast überlegenen Ton" (III, 8). Fest und leicht, das scheint zunächst nicht wohl vereinbar und trifft doch wundervoll die Haltung dieser Frau, die nicht, wie Hans Karl, eine Absicht verfolgt, sondern nur das eine Wahre, dessen sie gewiss ist, unbeirrt für sich und ihn behauptet. Fest und leicht ist jedes Wort, die Fragen unerbittlich knapp und klar, wie sie

ein Richter stellt. Und alle Versuche des Bedrängten, schwierig zu werden und auszukneifen, schneiden Wendungen ab, die fast mit Schärfe ihre Autorität zur Selbstverständlichkeit erhöhn: „Das wird sich zeigen", „Und?", „Das hoff' ich". Dazwischen wieder ein flüchtiges Lächeln, ein Silberklang der Stimme wie als Bote des schon gesicherten Endes, jene eingestreuten „Ah!" „Ah ja!" „Ah nein!", die etwas Spielerisch-Jubelndes anzutönen scheinen, immer deutlicher ,bis der Ernst und das Entzücken in dem bereits ganz ehelichen Verzicht auf mädchenhafte Scham zusammenklingen: „Schäm' ich mich denn vor dir? Ah nein. Die Liebe schneidet ins lebendige Fleisch."

Sie kann ihm freilich nichts ersparen. Denn er ist zwar zurückgekehrt, doch offensichtlich nicht imstande, seine Seele zu entblössen vor sich selber und vor ihr. Zum Reden aufgefordert, fängt er wieder an, ein Netz von lauter falschen Zusammenhängen zu flechten. „Gewisse ungereimte, rein persönliche Sachen" nennt er jetzt, was er im kleinen Salon erzählt hat, „Halluzinationen" gar, die der Vergangenheit angehören und die zu erwähnen er in keiner Weise berechtigt gewesen sei. Zweifellos, erst während er dies ausspricht, legt er es so zurecht. Erst im Sprechen überzeugt er sich auch, dass er zurückgekommen sei, um ihr die „volle Freiheit" — aber das Wort ist nicht am Platz; wie darf er vermuten, dass sie seinetwegen an Freiheit eingebüsst habe — um ihr also die „volle Unbefangenheit" zurückzugeben.

Zögernd, stockend, mit unnötigen Wiederholungen bringt er das vor; und wie er dazu den Blick zur Seite gleiten lässt, wie er gelegentlich aufstehen will, um sich zu drücken, und dann von ihr mit Strenge festgehalten wird, bietet er einen erbarmenswürdigen Anblick. Nicht ganz unverdientermassen! Denn wenn es gleich noch immer das ergreifende Misstraun gegen die eigene Person ist, was ihn so behindert, so dürfte unter Liebenden doch ein Mangel an Vertrauen zu sich selber nicht minder verwerflich sein als Mangel an Vertrauen zum andern: Hans Karl setzt Helene herab, indem er die Ansicht äussert, sie habe ihr Wagnis an einen unmöglichen Menschen und masslosen Egoisten verschwendet. Nur wenn auch er ein freies und gelassenes Selbstbewusstsein findet, klärt die verworrene Lage sich auf. Wie aber kann ihr das gelingen? Das Geständnis,

dass sie ihm jetzt eben nachgegangen wäre, ohne an etwas sonst zu denken, dies Ungeheure genügt noch nicht. Es rührt ihn. Tränen, die „unmöglichen Tränen", quillen wieder hervor. Und Rührung scheint ja das Empfinden einer flutenden, aber unverdienten Gnade des Lebens zu sein. Darf er sich ihr überlassen? Wir hören hier das erste „Du", mit unsicherer Stimme gesprochen, kurz darauf das zweite — aber das wird gleich in ein „Sie" korrigiert. So kommt es denn zum Aeussersten. Dass Helene seine Tränen geradezu erwähnt, ist der letzte grausame Eingriff in seine Natur. Und dann:

*„Helene*

Jetzt weiss ich zwar nicht, ob du jemand wahrhaft liebhaben kannst — aber ich bin in dich verliebt, und ich will — aber das ist doch eine Enormität, dass Sie mich das sagen lassen!

*Hans Karl* (zitternd)

Sie wollen von mir —

*Helene*

(mit keinem festeren Ton als er)

Von deinem Leben, von deiner Seele, von allem — meinen Teil!"

Und nun? Wir meinen, es sei vollbracht. Wir täuschen uns. Helenens Jenseits zwar liegt rein und klar am Tag. Doch ist er ebenso sichtbar für sie? Zeigt nicht jedes ihrer Worte, dass sie sich einer Täuschung hingibt? Damit ruft er sich zur Besinnung. Er muss ihr sagen, wer er ist. Und er glaubt es ihr zu sagen, wenn er alles wiederholt, was — Antoinette ihm vorgeworfen: Dass er so vielen Frauen weh getan, selbstsüchtig und unstet sei und nichts ihn wahrhaft fesseln könne. Werden wir von Helene nun beruhigende Redensarten erwarten? Nein! Darum geht es wahrlich nicht, im Ueberschwang der letzten frohen Szenen alle Fragen wie in Lethes Fluten zu versenken. Nur den „Egoisten" weist sie zurück; das andere gibt sie zu, ohne Spur von Sorge, ihrer unerschöpflichen Kraft gewiss. Und damit ist das Werk gekrönt. „Wie du mich kennst!" „Wie du alles weisst?" Wir meinen fast, auf zarten Instrumenten werde selige Musik von Richard Strauss gespielt. Sich erkannt zu sehn

in seiner Schwäche wie in seinem Wert und sich gerade so geliebt zu finden, ist das höchste Glück. Endlich kehrt der Schwierige gelassen in sich selber ein. Und also ist, was immer war. Beide finden keinen Anlass, ein Ereignis mit Gebärden oder Worten zu bezeichnen. Sie verloben sich ja nicht. Sie sind auf einmal von jeher verlobt.

Doch so ist es auf Erden bestellt, dass Liebende nicht allein bleiben dürfen. Am nächsten Tag muss sich der Schwierige bei Helenes Vater melden, bei Altenwyl, den er doch meidet, weil er den Redescheuen zu einer Rede im Herrenhaus nötigen will. Und wie wird er noch diesen Abend bei allen Interessierten über sein Programm Bericht erstatten? Crescence erscheint und möchte hören, dass Stani nun vorsprechen soll bei der Helen. Stani selbst taucht auf und will von seinem Onkel orientiert sein. Auch Hechingen lässt nicht auf sich warten und wünscht zu erfahren, ob die Versöhnung mit seiner Frau schon angebahnt sei. Hier ist uns zweifellos das unbeschwerteste Gelächter beschert. Denn diese äussere beredte Welt, auf die wir niederfallen, hat jetzt nichts Bedrohliches, Verwirrendes und Beirrendes mehr. Die Sphären sondern sich reinlich ab. Alles, was da laut wird, ist ein Schein, ein wesenloses Leben, die menschliche Komödie, die dem Traum nichts anzuhaben vermag. Lästig freilich kann sie werden, und lästig wird sie jetzt für Hans Karl, der Red' und Antwort stehen und das Zeitlose als Ereignis in das Zeitliche einflechten soll. Gleich hapert es wieder mit der Sprache. Wie teilt er es nur der Schwester mit? Seine Erklärung lautet so:

„Sie hat sich — ich hab' mich — wir haben uns miteinander verlobt."

„Ich habe mich verlobt" will er nicht sagen, um keiner Lüge schuldig zu sein. „Sie hat sich verlobt" darf er nicht sagen; da stünde Helene in schiefem Licht. Aber, Gott sei Dank, die Sprache bietet noch das „Wir" an, das Personalpronomen, zu dem er sich aufatmend, erlöst, bekennt.

Mit ungemeiner Vorsicht wird der Schluss des Lustspiels vorbereitet. Stufenweise gleichsam geleitet der Dichter uns zu der Türe hinab, die auf die breite Strasse des allgemein gewohnten Lebens führt. Schon das Gespräch mit Helene wurde durch Hans Karls Scheu vor Altenwyl gegen das Ende zu ein wenig gesenkt.

Dann sprechen die dreisteren Gläubiger vor, sogar der Diener Vinzenz noch, der doch bereits erledigt schien und nun als Werkzeug einer letzten Konfusion dreinfahren muss. Verlegene und gekränkte Gesichter, Bitten, Fragen, Proteste, Indiskretionen setzen dem Schwierigen zu, der nicht mehr einzusehen vermag, dass es dies alles immer noch gibt, und ganz verstört das Weite sucht in eklatanter Unmöglichkeit. Das Praktisch-Soziale aber, das schliesslich zu einer Verlobung gehört, nehmen ihm die Verwandten ab. Stani spricht den Epilog:

„Was wir heute hier erlebt haben, war tant bien que mal, wenn man's Kind beim Namen nennt, eine Verlobung. Eine Verlobung kulminiert in der Umarmung des verlobten Paares. — In unserm Fall ist das verlobte Paar zu bizarr, um sich an diese Formen zu halten. Mamu, Sie ist die nächste Verwandte vom Onkel Kari, dort steht der Poldo Altenwyl, der Vater der Braut. Geh Sie sans mot dire auf ihn zu und umarm' Sie ihn, und das Ganze wird sein richtiges, offizielles Gesicht bekommen."

So gönnt der Dichter uns also doch den altbewährten Komödienschluss. Und dennoch bleibt er sich völlig treu. Denn Hans Karl und Helene nehmen am offiziellen Akt nicht teil, wie Liebende, auch wenn sie selbst erscheinen, nie ‚beteiligt' sind, sobald die Gesellschaft Ansprüche erhebt. Das Thema ‚Repräsentation' wird also nach den vielen Variationen noch einmal gespielt, mit den beiden unerfindlich aufeinander bezogenen Stimmen: Erkennen und Bei — etwas — nehmen, Wahrheit und Zeichen, Sprache der Stille und Sprache der Welt.

So schliesst das wunderbare letzte Lustspiel Hugo von Hofmannsthals. So, will uns scheinen, verabschiedet sich der österreichische Geist von uns, der vornehme, der Unergründliches gern in gefälliger Anmut birgt und, wenn er nur erheitert, auf ein tieferes Verstehen mit einem Lächeln je und je verzichtet. Die Welt, in der, nach Neuhoffs Wort, die Krisen des Jahrhunderts zur Entscheidung kommen, ist in zwei Jahrzehnten mehr und mehr vom Stil und Sinn des „Schwierigen" abgerückt. Vielleicht wird eines Tages seine leise Sprache unhörbar, und ratlos legen spätere Geschlechter dieses Ding beiseite.

„Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst."